

The background is a vibrant, stylized illustration of a tropical jungle. It features a dense canopy of dark green leaves and branches. A toucan with a large orange beak and a white face is perched on a branch on the left. A colorful macaw with red, yellow, and blue feathers is in the upper right. A black and white monkey is in the lower right, sitting on a branch. Several large, bright orange hibiscus flowers are scattered throughout the scene.

Jan Koneffke

DIE  
TSANTSA-  
MEMOIREN

Roman

Galiani  
Berlin

Jan Koneffke

# Die Tsantsa-Memoiren

*Roman*



# Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Jan Koneffke](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

## Über Jan Koneffke

Jan Koneffke, geboren 1960 in Darmstadt, studierte und arbeitete ab 1981 in Berlin. Nach seinem Villa-Massimo-Stipendium 1995 lebte er für weitere sieben Jahre in Rom und pendelt heute zwischen Wien, Bukarest und dem Karpatenort Măneciu. Koneffke schreibt Romane, Lyrik, Kinderbücher, Essays und übersetzt aus dem Italienischen und Rumänischen. Er wurde mit zahlreichen Preisen und Stipendien ausgezeichnet, zuletzt dem Uwe-Johnson-Preis 2016. Ein Jahr zuvor erschien bei Galiani sein Roman *Ein Sonntagskind*.

## Über dieses Buch

Üppig, sprachgewaltig, abenteuerlich und märchenhaft: Jan Koneffke erzählt die Erinnerungen eines Tsantsas. Von Caracas gelangt er nach Europa, immer wieder wechselt er Besitzer und Land, wird ausgestellt, wissenschaftlich untersucht, propagandistisch instrumentalisiert. Sein Weg führt ihn nach Rom, Paris, Frankfurt, Bamberg und Bukarest, Wien und Berlin. Er wird als Spion eingesetzt, hält revolutionäre Reden in der Paulskirche, hängt jahrelang gelangweilt in einem Museum in Cambridge, wird Studienobjekt erkenntniswütiger Wissenschaftler, unterzieht sich in Wien einer Psychoanalyse, findet Aufnahme in einer Familie, deren Tochter er mit großzieht, soll den Todesmut junger Nazis befördern, hilft bei Spekulationen an der Börse und wird schlussendlich Anlass einer Debatte über koloniales Raubgut.

Darüber hinaus kommen im Lauf der Zeit Erinnerungen an sein früheres Leben zurück – und im Zuge seiner langsam voranschreitenden »Menschwerdung« entwickeln sich in ihm immer stärker werdende Sinnesregungen, Sehnsüchte und Gefühle.

Uwe-Johnson-Preisträger Koneffke gelingt es, das Leben seines unsterblichen, aber auch hilflosen Helden auf so grandiose Weise zu erzählen, dass man das Buch am liebsten gar nicht mehr aus der Hand legen möchte. Ein Roman von unbändiger Fabulierlust, irgendwo zwischen Abenteuerroman und magischem Realismus.



**KiWi-NEWSLETTER**

jetzt abonnieren

## Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG  
Bahnhofsvorplatz 1  
50667 Köln

Verlag Galiani Berlin

© 2020, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Covergestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin, unter  
Verwendung verschiedener Illustrationen von freepic.

Lektorat: Wolfgang Hörner, Alice Herzog

ISBN 978-3-462-32029-9

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

# Inhaltsverzeichnis

## **Kapitel Förderhinweis**

### **Erster Teil**

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

### **Zweiter Teil**

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

### **Dritter Teil**

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

### **Vierter und letzter Teil**

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Die Arbeit des Autors an dem vorliegenden Buch wurde durch den  
Deutschen Literaturfonds e.V. gefördert.

# Erster Teil

*Lehrjahre*

*Caracas, Rom, Bamberg*

*(zirka 1780–1850)*

# I

*Von meinem Leben vor der Zeit, als ich reine  
Anschauung bin, und dem Tag, mit dem meine  
Geschichte beginnt; erste Schreibzimmererinnungen  
an mein Erwachen bei Don Francisco Ramirez in  
Caracas, zwischen seinen Kindern und Pepitos Tieren;  
der sprechende Blauara Cayo und El Pequeño*

... nichts weiter als innerer Frieden und Feuchtigkeit ... ein Teppich, der bis zur entferntesten Grenze reicht, diesem abwechselnd gelben und lackroten Streifen ... in Sonne und Wasserdunst flimmernde Baumwipfel ... es ist der schwarzblaue Wollball mit dolchscharfem Schnabel, der aus der Vergangenheit wischt und mir krabbelndes Leben aus Haaren und Falten hackt ... Echsen, die sich mit erhobenem Kopf und halboffenem Maul von der Hitze durchrinnen lassen ... ein Tier, das sich an einen Zweig krallt, wo es seine sperrigen Lederhautschirme zusammenklappt ... ein atmender Moosklumpen an seinem Ast, dem ein Guß seine sprießenden Fellalgen auffrischt ...

Es melden sich wieder in mir die bei nachtklarer Finsternis flammenden Myriaden von Sonnen, orangene Riesen und sandbraune Zwerge, weißblaue Spiralen und neblige Schlieren ... erinnern sich wieder in mir die am schachtschwarzen Himmel verbrennenden Sternschnuppenschauer und Tausende Kugeln, die feurig zur Erde fielen, Meteore und flackernde Erdbebenlichter ... und es melden sich wieder die anschwellenden Tierstimmen, wenn schlagartig Dunkelheit einkehrte: Aus

dem endlosen Wald, der sich vor mir erstreckte, stieg als erstes das tosende Grollen eines Raubtiers auf, dem das Geschrei seines Beutetiers folgte, ein Tumult, der den Dschungel in Aufruhr versetzte; es erwiderten kehliges Schmettern und Pfeifen. Bald war es Bellen, bald Schmatzen und Seufzen, das in Wellen aus dem Dickicht zu mir an die Klippe drang – und das Tier mit dem faltigen, blauschwarzem Bartgesicht, das an ellenlangem Schwanz in der Baumkrone hing, ahmte mit seiner Trommel im Kehlkopf das Grollen und Schreien und Trompeten der anderen nach.

Es tauchen in mir wieder baumhohe Farne im schummrig verhangenen Walddunkel auf; wegschnellende Steine, die bucklige Nager sind; Laub, das Beine bekommt, und der Geist eines Falters, lavendelgrau taumelnd und groß wie ein Vogel; Lianen, wie Holzketten bis in die Wipfel, und ananasschuppige schillernde Pflanzen. Ein Strom roter Tiere, dreiteilig und sechsbeinig, erreichte den Fleck, an dem ich mich aufhielt, kroch in meine Ohren und krimmelte auf meinen Augen.

Wo ich meinen Wachtraum verbrachte, war roter Stein, zeitweise mit moosigen Flechten bewachsen. Es war eine Mulde im Fels, die mir Schutz bot. Bei Gewitter und Wolkenbruch lief sie mit Wasser voll, das mir zur Nase, wenn nicht bis zum Haaransatz reichte ... es wiegte mich von einer Seite zur anderen, ohne mich in die Tiefe zu schwemmen, die sich vor mir auftat ... das Wasser verdunstete wieder in sengender und meine Lederhaut trocknender Sonne ...

Nichts als Feuchtigkeit, Frieden und Seelenruhe ... bis zu dem Tag, der mein Schicksal besiegelte und mit dem meine Geschichte beginnt. Es ist eine Erinnerung, schattenhaft und verwischt – mehr eine Schwingung, die sich in mir meldet –, an Stimmen, die vom Wald hoch zu mir an den Felsen drangen, anders beschaffene Stimmen, als die mir vertrauten, nicht schnatternd, nicht kreischend, nicht gellend, nicht keckernd ... selbst dem rotbraunen Pelztier mit blauschwarzem Bartgesicht, das an ellenlangem Schwanz im Lapachobaum hing, und das sonst alles nachahmte, Wind in

den Palmenzweigen, tuckerndes Felshuhn und schimpfende Papageien, schienen diese Stimmen in der Tiefe zu unheimlich, um sie trotz seiner Echolust nachzuahmen ... und sie nahten beim Aufstieg zu mir auf den Felsen ...

In dieser verschwommenen Erinnerung kam es zu einer Bewegung, die ich zuvor niemals erlebt hatte, als es mich aus meiner Mulde im Felsen hob und hoch in der Luft vor die brennende Sonne hielt ... ich blinzelte blind in einen Kranz gelber Strahlen ... ich weiß nichts von einem Gesicht, das mich angaffte ... nichts von einem Palmenblatt, in das man mich wickelte, oder einem Korb, in dem man mich verstaute ... ich versank in einem Dunkel, das ich nicht gewohnt war, in dem es nicht schimmerte, blinkte und blitzte ... ich schwebte in ewiger Leere und Finsternis ...

Was sich als Erinnerung anschließt, ist klarer: Bei Dunkelheit schwebe ich in einem Zimmer mit schmiedeeisern verschlungen vergitterten Fenstern ... Geckos kleben an Mauern und Decke und Nachtfalter flattern um eine Gestalt, die mit kratzender Feder bei Kerzenschein schreibt, werfen raschelnde und sich vermengende Schatten und fallen als winzig aufflackernde Fackeln zu Boden ...

Eine Erinnerung aus diesem Zimmer, bei Tage ... mir steht der vor Hitze erzitternde Innenhof mit seinem Brunnen in der Mitte vor Augen ... um seine Schale weht hauchfeiner Dunst, und er sprengt diamantweiße Perlen in die Luft ... Dohlen, die Brotkanten stehlen und am Brunnenrand einweichen ... oder Wespen, die zum Nestbau verwendete Lehmkugeln im Fluge anfeuchten ... Schattierungen, Umrisse, Treiben und Trubel ...

Wieder eine Erinnerung an diesen Hof, den ich aus einer anderen Ecke betrachte ... mein Platz ist nicht mehr zwischen Landkartenrollen, Votivgaben, Rosenkranzketten und Bibel, zwei Klapperschlangenklappern und einem seine Schwingen aufspannenden Flugvampir, der an einem Kreuz steckt, nicht ohne sein Maul zu einem Schrei aufzureißen, beim

Schreibtisch im zimmerhohen, bauchigen Glasschrank ... ich schwinde beim Lesepult, mit einer Kordel am Balken der niedrigen Decke befestigt, von wo aus ich bessere Sicht auf den Patio habe ...

An drei Seiten des Hofes mit seinem Pflaster aus weißem, von Schuhen und Fersen poliertem Naturstein, verlief eine Holzgalerie. Auf dem Arkadengang wippte der Schwefeltyrann, der bei Sonnenaufgang seinen Morgengruß schmetterte, aus voller Kehle, mit goldener Brust, falls das Holzdach nicht gerade vor Sittichen wimmelte oder Schwalbengeschwader im Himmelsloch flitzten. Vom Eingangstor, ausreichend groß, um mit Waren beladene Karren in den Innenhof zu ziehen, war von meiner Ecke aus nichts zu erkennen. Was ich erkennen konnte, war eine Pforte, verschluckt von den Rosen, die sich an der Mauer kanariengelb bis zur Krone hochrankten, an Tagen mit Meereswind klappete und klapperte sie; linker Hand wiederum kletterten Coralitas vom Dach des Arkadenumlaufs in den ersten Stock, in dem die Familienmitglieder schliefen ...

Andere Aussichten kannte ich nicht, meine Stelle beim Lesepult wechselte nicht mehr ... eines der Fenster, bei dem es sich mehr um ein Loch in der Wand handelt oder einen Spalt ohne Fensterglas oder Papierbezug, nur mit besagtem verschlungenen Muster vergittert, geht auf die Gasse, von der aus mich Schritte, I-Ah-Schreie, Hufschlag und Wagenradknirschen erreichen ... im breiteren Fenster der Wand auf der anderen Seite zeigt sich eine Bergkette, khaki- und schiefergrau, vor der sich verdorrendes Grasland ausbreitet, auf dem in der Nacht eine Unzahl von Feuern brennt, die einem Lavastrom gleichen ...

In dieser Anfangszeit sind es Gestalten und Namen, die in mich einwandern, bis ich sie wiedererkennen kann. Der entscheidende Name ist der Don Franciscos, der mir wiederholt alle Tage zu Ohren kommt. Don Francisco Ramirez, der mit mir das Zimmer teilt, wenn er ein Schreiben aufsetzen muß oder Besucher hat, ist ein kurzer, kompakter und rundlicher Mann. Er hat fleischige Wangen, ein Kinn, weich und

vorstehend, und Lippen, die beides sind: schmal und korallenrot. In seinem Gesicht mit den kindlichen Augen, dem Bogen der schwarzen harmonischen Brauen und einer als Knolle auslaufenden Nase scheint er zu vereinbaren, was sonst unvereinbar ist, Strenge mit Sinnlichkeit, Rachsucht mit Unreife und kindische Neugier mit Unbeherrschtheit – Charakterisierungen, die ich erst treffen kann, als sich in mir ein Bewußtsein entwickelt hat, was eine (beachtliche und von mir nicht zu ermessende) Weile in Anspruch nehmen wird.

Der zweite entscheidende Name ist der eines Tiers, das, nicht anders als ich, Teil des Schreibzimmers ist. Es wippt unweit vom Leseputz auf einer Stange, heißt Cayo und ist ein Regenwaldpapagei. Aus seinem Schnabel, der meistens halboffen steht, quillt seine Zunge, ein Pfropfen mit Reibehaut. Beeindruckend wirkt sein saphirblaues Federkleid, selbst wenn es vom Alter halb stumpf, halb zerzaust ist. Dieser Ara, der mich bis zum Schluß nicht beachtet, kann sprechen, und seine besondere Leidenschaft ist es, sich mit Don Francisco zu streiten. Dauernd kommt es im Zimmer zu Krach und Krawall. Der am Schreibtisch Papiere studierende oder bekritzeln Mann zischt und schimpft mit dem Cayo, der mit ohrenzerreißendem Kreischen erwidert und ganz außer sich um seine Stange rotiert: »Nux míssima míssima árax úxutl u!«

Zwei weitere Wesen im Haus sind Julietta, die Franciscos korallenrote Lippen geerbt hat und seine harmonischen Bogen von Brauen ... und vor allem Pepito, das kleinere Kind, seines Vaters Cariño und Chiquitito, dem er von den Lippen abliest, was sein Herz begehrt.

Pepito, das Kind, hat nichts lieber als Tiere, weshalb sie im Haushalt zu Unmengen vorkommen, ein Jungesel von zwergenartiger Rasse mit silbrigem Fell, willig, zutraulich, anschmiegsam, auf dem der jauchzende Junge den Springbrunnen umrundet; oder es zwitschert und tschilpt, pfeift und trillert, als aus in den Llanos und am Orinoko verstreuten Missionen Vogellieferungen eintreffen, Exemplare von

aufsehenerregender Pracht, purpurrot, aprikosenorange und aurikelgelb, mit Streifen und Sprenkeln an Bauch oder Schwanzfedern, im Hof schwanken Bauer aus Palmblattstielen, Bast oder Eisendraht, bis der Junge den Aufruhr der Vogelstimmen leid ist, und sein Vater den Hausangestellten befiehlt, sich die Bauer zu schnappen und aufzusperren und alle Insassen fliegen zu lassen; die meisten entfernen sich schleunigst ins Freie und hocken verwirrt auf dem Brunnenrand; andere bekriegen sich schreiend auf dem Dach, und ein Regen aus Federn geht nieder, aurikelgelb, purpurrot und aprisenkosenorange, sie treiben im Meereswind zu uns ins Zimmer und segeln um mich und den schimpfenden Blauara: »Nux míssima míssima árax úxutl u!«, ein schillernder Wirbel, der mir unvergeßlich ist.

Und unvergeßlich ist mir Don Franciscos Sohn, Pepito, das Engelchen, mit seinem schmollenden kleinen Mund, den großen und kindlichen Augen des Herrn Papa samt dessen harmonischem Bogen der Brauen, die beim Cariño ein Flaum oder Hauch feinsten Blondhaars sind, und dem ab der Stirn in die Breite anschwellenden Kinderkopf, der eine melonenhafte Rundung aufweist und von einem Helm blonder Haare bedeckt ist ... nichts kann das Engelchen heiterer stimmen, als die von Don Francisco erworbenen Affen, die das Haus Tag und Nacht auf den Kopf stellen: Sie stehlen Schuhwerk und Leibbinden, Schleier und Haarteile, die sie an entlegensten Stellen verstecken, zur Verzweiflung des Hausherrn und seiner Tochter, wenn sich beide beeilen, zur Messe zu kommen oder Essenseinladungen Folge zu leisten; sie setzen sich Don Franciscos vom Zambo entleerten und mit einem Palmenblatt gereinigten Nachttopf auf; springen verbotenerweise ins Schreibzimmer, verwirren seine Papiere, beschmieren sie mit roter Tinte, die aus dem Tintenfaß fließt, das sie umkippen; sie spielen mit Rosenkranzketten, Votivgaben, Klapperschlangenkloppern, die sie aus dem Glasschrank holen; sie lassen auch Schließen und Armreifen mitgehen, die Julietta im Ankleidezimmer

vergessen hat, und ich kann den Macavahu erkennen, der im Innenhof die goldene SchlieÙe erforscht, die im Sonnenschein blendende Blitze versendet, was den Blauara an meiner Seite in Wallung bringt:

»Cunucunúmu nux míssima«, zetert er.

Nein, nichts kann das Engelchen heiterer stimmen, als das von seinen sechs Affen verursachte Aufsehen, an dem, als siebter im Bunde, der Tukan beteiligt ist, der aus der Piepmatzperiode Pepitos stammt, sich vom Haus Don Franciscos nie weiter entfernen wollte und mit den Sechsen aufs Lustigste streitet (und seinerseits einheimst, was nicht niet- und nagelfest ist).

Einer der Affen – das Kind nennt das Tier El Pequeño, der Kleine – ist auffallend scheu. Nie vergreift er sich an Don Franciscos Papieren oder fegt seine Landkartenrollen aus dem Schrank. Wenn die andern um Schreibtisch und Leseput springen und den Blauara an seinen Schwanzfedern ziehen – vergeblich hackt er mit dem Krummschnabel in die Luft, sie sind zu flink und zu wendig, um sich in Gefahr zu bringen –, hangelt der Kleine sich zu mir ans Leseput, wickelt den Schwanz um sich, kreuzt seine Arme, als friere er, und mustert mich mit einer Mischung aus Neugier und Wachsamkeit.

Ich erinnere das in verschwommener Ferne. El Pequeño hockt vor mir und mustert mich eindringlich. Oh, es dauert, es dauert, bis ich seine Aufmerksamkeit und Beklommenheit auf mich beziehen kann. Ich kann Bewegungen erkennen, Gestalten und Dinge, und mit der Zeit werden Stimmen und Namen vertrauter, ich weiß, wer »Pepito« und wer »Don Francisco« ist, zwei Namen, die in mir ein Echo erzeugen, bis es zu einer unklaren ersten Empfindung wird, als sei es ein Lufthauch, der lau um die Haut streicht ... man kann sagen, ich bin ein erkennender Spiegel, und kein Spiegel bezieht, was er spiegelt, auf sich.

Mir geht es nicht anders beim Schreibzimmerspiegel mit feuervergoldetem Bronzerahmen an der Wand, wenn ich an windigen

Tagen weit ausschwinge und ein zottiger, faustgroßer Schrumpfkopf erscheint, ist das eine Entdeckung, die mich nicht beeindruckt, ich bemerke nichts als einen pendelnden Gegenstand, und bis er zu mir wird, vergeht eine Ewigkeit.

## II

*Von der mitleidigen Erkenntnis eines Totenkopffaffen,  
der Eifersucht Pepitos und dem Tigre im  
Raubtiergehege; und von dem gemeinen Verbrechen,  
das Don Franciscos Sohn an seinem Liebling begeht*

Meine Erinnerung an diese erste Zeit, die ich im Haus Don Franciscos verbringe, versinkt wieder und wieder in milchigem Nebel. Aus dem weißen Nichts taucht eine Brise vom Bergkamm auf, die in Palmwedel und Coralitablatt raschelt, ein Gitarrenakkord aus dem Patio bei Nacht auf aus Muskeln der Boa gefertigten Saiten, eine Menschengestalt oder Cayos schmirgelnde Stimme ... ich meine, man sollte sie nicht auf die Goldwaage legen.

Ein reines Gewissen bereiten mir nur meine Schilderungen von El Pequeños Besuchen, der ins Schreibzimmer kommt, wenn der Herr außer Haus ist, und aufs Leseputz klettert, um mich zu betrachten. Nichts steht mir klarer vor Augen als sein Gesicht, weiß, mit der Schnauze, die blauschwarz betupft ist, dem kappenhaft wirkenden Scheitel aus weichem und schwarzem Haar, goldgelben Fell und orangegelben Pfoten, den drollig mit Wolle bewachsenen Ohren, diese Maske, in der mir mehr Ausdruck begegnet, als im sich vor Grimm oder Heuchelei, Schmerz oder Kummer verziehenden Gesicht Don Franciscos.

Im Hof zankt der Tukan mit dem Macavahu, und Cayo wippt auf der Stange und knottert – nichts kann El Pequeño von seinen Erkundungen ablenken. Ich bin anders, das hat er bemerkt, das beansprucht den Affen und seine begrenzte Verstandeskraft. Ich bin zu ledrig und klein, als es

seiner Erfahrung entspricht, und der faustgroße Kopf mit dem Zottelhaar steckt auf keinem menschlichen Rumpf, das befremdet und reizt El Pequeño.

Ich denke, er ahnte, was in mir war. Er merkte, ich war keine leblose Sache, das steigerte seine Verunsicherung ... El Pequeño hebt seine Affenhand, faltig, orangengelb, die er in Zeitlupe gegen mich ausstreckt. Er ist auf der Hut, und es braucht eine Weile, bis er mir mit seinen Fingern um Augen und Lippen streicht. Ob er mich streichelt, kann ich nicht beurteilen, von seinen Fingern auf Stirn oder Wangen nehme ich nichts wahr. Er kann mich kratzen, es tut mir nicht weh. Meine mit siedendem Wasser und heißem Sand behandelte Haut ist vollkommen empfindungslos.

Andererseits ist der Affe ein Ausbund an Sanftmut. Er geht mit den Dingen, die er anfaßt, behutsam um. Mehr als das: Was den Liebling Pepitos veranlaßt, sich zu mir zu setzen, ist nicht nur sein Wissensdrang. Es ist Mitleid, das sich in seinen Forschungstrieb mischt. El Pequeño hat Mitleid mit mir, einer Kreatur, halb tot, halb lebendig, empfindungs- und willenlos, mit einer Seele, von Asche bedeckt, die anscheinend nicht vollends erstarrt und erkaltet ist. Wenn er am letzten erhaltenen Bambuspflöck spielt, der meine Lippen verschließt – an den Durchstichen ablesbar, sind es sechs Nadeln gewesen –, legt er mit einem Fiepen den Kopf auf die Seite, Wasser sammelt sich in seinen Augen und kullert zum Kinn.

Es ist El Pequeños Mitleid mit mir, das mich auf die Dauer zur Welt in Beziehung setzt und mir erlaubt, wieder zu mir zu kommen. Es ist der erste Schritt zu einem Ich, das wollen, empfinden und Anteil nehmen kann, eine Formung, die er unabsichtlich beschleunigt, als mir sein grausamer Tod einen Schock erteilt.

Ich muß ausholen, um dieses Verbrechen zu schildern, das ich bereits wacher erlebte als Dinge, die sich vor El Pequeños Besuchen ereigneten ... und Pepito ist nicht mehr das Engelchen, das auf dem Zwergesel jauchzend den Brunnen umrundet, wenn ich mich richtig erinnere, ist er im Stimmbruch. Trotzdem muß ich mir Vieles von dem, was im Vorfeld passierte und sich meinem Wissen entzieht, aus Erlebnis- und Wahrnehmungsfetzen zusammenreimen.

El Pequeño stellte es heimlich an, zu mir zu kommen. Erstens wollte er nicht auf den Hausherrn treffen, sonst warf Don Francisco mit Sachen vom Schreibtisch, dem Elfenbeintintenabroller zum Beispiel oder seiner Bedienstetenglocke aus Messing, die mehr Wirkung erzielte als anderer Schreibtischkram – es war schmerzhaft, wenn sie El Pequeño ins Kreuz traf. Zweitens war es von Vorteil, den Sohn Don Franciscos von diesen Besuchen nichts merken zu lassen. Er wollte den Affen, in den er begreiflicherweise verliebt war, mit niemandem teilen. Kein Affengesicht konnte kindlicher sein und der Schalk, den es zeigte, war unwiderstehlich. El Pequeño haschte nach Heuschrecken, Wespen und Spinnen, die sein Leib- und Magengericht waren, auf einer Naturgeschichtstafel Pepitos. Diese Tafel der Elementaren Naturlehre, die der spanische Hauslehrer bei seinem Unterricht einsetzte, war aus Kupfer und nicht koloriert. Trotzdem fiel es dem Totenkopffaffen beileibe nicht schwer, seine Lieblingsmahlzeit zu erkennen. Und wenn er umsonst seine Finger ausstreckte, einen Einschlag von Unernst und Pfiffigkeit im Gesicht, warf sich Pepito im Hof auf den Boden und strampelte jauchzend mit Armen und Beinen.

Ansteckend wirkte die von El Pequeño im Haus Don Franciscos verbreitete Heiterkeit – und sein Schmerz, der den Jungen beileibe nicht kaltließ. In der Regel passierte es mitten im Spiel, unvermittelt und ohne ersichtliche Ursache, daß der Liebling Pepitos in Kummer verfiel. Er bekam feuchte Augen und schlang seine Arme um sich. »Nicht weinen, El

Pequeño!« flehte das Kind, das den Affen umhalste und an seine Brust preßte.

»Warum bist du traurig, warum nur?« verlangte Pepito mit bettelnder Stimme zu wissen und brachte es fertig, den Affen zu knuffen, wenn er sich aus Pepitos Umarmung befreien wollte, um auf das Dach der Arkaden zu fliehen oder, falls er im Haus war, zum Pater zu springen, Pater Ignacio, dem Freund Don Franciscos, und sich im Priestergewand zu verstecken, wo er sich vor Pepito in Sicherheit wußte. Pepito blieb atemlos vorm Sacerdote stehen, der aufrecht und hager im Schreibzimmer hockte und seine Gewandfalten saumselig glattstrich. Im Priesterrock hatte der Affe ausreichend Platz: Zum einen war Ignacio nur noch Haut und Knochen und sein Priestergewand mittlerweile zu weit, zum anderen maß El Pequeño keinen halben Meter.

Unbeherrscht knirschte Pepito mit seinem Gebiß. Er durfte den geistlichen Rock, der den Erdboden fegte und an seinem Saum stark verschmutzt war, nicht kurzerhand anheben, das war dem Bengel klar, und der Priester beeilte sich nicht, es dem Kind zu erlauben. »Es tut dir weh, wenn dein Freund voller Kummer ist«, sagte Ignacio und legte dem unmutig nickenden Jungen eine Hand auf den Scheitel. »Ah, er ist nur ein Tier, dessen Seele verdammt ist, bei aller Begabung, mit der er uns blendet. Ja, anders als Seekuh und Tigre, Gallitos und Geier ahnt es seine Gottlosigkeit und das Schicksal, zu dem alle Tiere verurteilt sind«, sang Pater Ignacio mit einer Stimme, die mehr an ein Stimmchen am seidenen Faden erinnerte, heiser und hoch, ohne piepsig zu sein, »und um ein anderes nicht zu vergessen, Chiquitito, das habe ich in der Mission Pararuma mit meinen Indianern erlebt, die im Benehmen mit den Affen vergleichbar sind. Wenn sie den Urwald verlassen, ergreift sie der Kummer. El Pequeño ist ein empfindsames Wesen, es leidet besonders an Schwermut und Heimweh ...«

Das wollte der Sohn Don Franciscos nicht dulden, selbst wenn El Pequeños Verworfenheit unwiderruflich war. Nein, was Pepito nicht billigen konnte, war das Heimweh, von dem sich sein Liebling zerfressen ließ. Er war nicht bereit, auf das Tier zu verzichten, und das mußte er, wenn es nicht eingehen sollte. Er befreite sich von seinem schlechten Gewissen, indem er Verzweiflung und Niedergeschlagenheit, in die der sonst schelmische Affe verfiel, als verratene Liebe empfand. Und das hatte Auswirkungen auf seine Zuneigung, die bis zur Verbitterung mißtrauisch blieb.

Pepito war nie mehr allein. Er strich mit dem Totenkopffaffen im Arm oder auf seiner Schulter von Zimmer zu Zimmer. Sie hockten zusammen auf dem Springbrunnenrand, wo der Kleine den Jungen mit Hingabe lauste, und streiften im Umkreis von ein- oder zweihundert Metern ums vornehme Haus seines Vaters. Pepito war heiter und leichtsinnig und seine Stimme schwang silbrig und frei in der Luft. Das erfreute den Vater, zerstreute Julietta und belustigte das Personal Don Franciscos beim Leinentuchbleichen und Fußbodenwischen.

Wie gesagt, es war eine befangene Heiterkeit. Es durfte kein Schatten von Eifersucht auf sie fallen. Wenn er El Pequeño im Spiel mit dem Zambo entdeckte, sperrte Pepito sein Lieblingstier kurzerhand ein. Stundenlang hockte es in einem Bretterverschlag bei der Treppe zur Holzgalerie, oder in einer stickigen Schreibzimmertruhe.

El Pequeño nahm sich in Acht, wenn er zu mir kam, er hatte begriffen, was den Unmut des Jungen erregte, selbst wenn er nicht wußte, warum. Zwar war ich ein Ding und kein menschliches Wesen. Trotzdem mißtraute Pepito der Neugier und Sturheit, mit der mich sein Liebling studierte. Oh, Pepito war freigebig mit seiner Eifersucht. Auch Anibal war ja kein richtiger Mensch. Auf der Schulter des Zambo, in dem sich das Blut eines Negers mit dem einer Chaymas vermischt hatte, am glutroten Schein seiner Ebenholzhaut zu erkennen, prangte das Brandzeichen seines

Besitzers Ramirez. Er war ein Sklave, ein Arbeits- und Lasttier, und konnte in Liebesdingen niemals ein ernsthafter Gegner sein. Andererseits schwante dem Jungen, daß diese Ideen seines Vaters und Pater Ignacios, die allgemein anerkannt, Recht und Gesetz waren, El Pequeño nicht im Geringsten beeindruckten.

In der Vergangenheit hatte Pepito halsstarrig vom Vater einen Tigre verlangt. Mit dem Pecarischwein, das auf den Tisch kam, als es nicht mehr fraß und sein Wille zum Leben versiegt war, schien diese Idee in Pepito erwacht zu sein. Meine Erinnerung an das Pecarischwein, dem man einen Koben im Innenhof baute, wo es grunzte und stank, ist beileibe nicht klar. Am schlechten Geruch war der Junge nicht unschuldig. Er hatte vom Pater erfahren, daß das Tier seine Feinde mit einem Sekret in die Flucht trieb, einem widerlich stechenden Moschusgeruch.

Und das war Pepitos besonderer Spaß, den ich von meinem Lesepultplatz aus verfolgte: Er reizte das Schwein mit einem Stock, bis es vor Raserei sein Sekret in den Innenhof spritzte. Und der Bengel, der wußte, was er seinem Vater, der Schwester und allen Bediensteten antat, nahm mit teuflischer Freude Reißaus. Ich bekam nur die Brechreizaufwallungen Juliettas mit, die sich von Zimmer zu Zimmer fortpflanzenden Ekelausrufe des Dienstpersonals, und selbst der Blauara an meiner Seite beschwerte sich: »Mimíssi alcaras mai!« zeterte Cayo – mir bleibt der Gestank aus dem Patio erspart, mein Geruchssinn ist taub oder hat sich verschoben, und ich kann einen schmutzigen Schleier im Hof erkennen, eine sandbraune Wolke, die aufsteigt und sich zerstreut ...

Pepito verlor alle Lust am Pecarischwein, als sich das Tier nicht mehr piesacken ließ. Es preßte sich an eine Wand, um dem Kind zu entgehen, das es mit seinem Stecken mißhandelte, und war zu kraftlos, um seinen Gestank zu verbreiten. Es schien krank zu sein, was Don Francisco veranlaßte, es in aller Heimlichkeit schlachten zu lassen, und vor Pepito

# Fußnoten

[1] Blatt mit den Aderlaßzeiten

[2] Ein Pseudonym

[3] Kleinkind/Bastard

[4] Man sollte dem psychischen Schutzmechanismus der Leugnung in Zukunft besondere Aufmerksamkeit widmen

[5] Pseudonym

[6] Das heißt, mein Patient klammert sich an Instanzen, die sein Vor-Ich verinnerlicht hat: Gottesfurcht und Tabu.

[7] Unbewußt macht er mich zu einem Teil der Instanzen, die Beistand und Schutz bieten.

[8] Seine Genugtuung ist eine doppelte. Sie entspricht den zwei Ichs, die er in sich vereint. Melchior B. muß es schmeicheln, sich um seine heutige Heimat Verdienste erworben zu haben. Sein Vor-Ich bewahrte den christlichen Kaiser vor einer verheerenden Kriegsniederlage – bei dieser Melchior B. mit seinem Vor-Ich verbindenden Harmonie wird es nicht bleiben ...

[9] Junger, großgewachsener Mann

[10] Berberland

[11] Wellen

[12] Es waren Fische um uns (unser Schiff) herum.

[13] Mit Absicht zitiere ich an diesem Punkt Melchior B. mit seinem Mischmasch aus zweierlei Deutsch, unserem heutigen Deutsch und dem

Deutsch, das sein Vor-Ich sprach. Nicht schwer zu erraten, warum mein Patient wiederholt in die Sprache der Luther-Zeit abgleitet: Sein Vor-Ich schiebt sich in den psychischen Vordergrund. Andererseits muß man festhalten, daß dieses Lutherdeutsch »unrein« bleibt. Teilweise liegt das an mir, der beim Mitschreiben Fehler macht, teilweise an Melchior B., der beim Sprechen irrt – oder sich seinem vorigen Ich unbewußt widersetzt.

**[14]** Eine Spitze kann sich Melchior B. nicht verkneifen: »Wissen Sie, zwischen den Weibern, die mich an meinen Stricken zum Vorsteherhaus zogen, wo ich mein Ende erwartete, dachte ich an Christi Leiden umringt von den schimpflichen Juden ...« Anscheinend entwickelt sich unsere Beziehung. Neben Zutrauen und Dankbarkeit meldet sich Abwehr – die im Laufe der kommenden Sitzungen zunehmen wird –, das bedeutet: Wir sind auf dem richtigen Weg zum empfindlichen Punkt seines Lebens.

**[15]** »Sie sind zu beneiden um dieses Zusammenspiel von Schlauheit und Zufall«, bemerke ich nebenbei, eine Aussage, die meinen Patienten in Wallung bringt: Es sei sein aufrechter Glaube gewesen, dem er diese Wendung der Dinge verdankt habe. Andererseits legt er auf seine Schlauheit wert, die er den barbarischen Wilden voraushat – er kann sich besser verstellen als sie. Dieser Widerspruch reicht umso tiefer, als mein Patient und sein Vor-Ich nicht unmittelbar einen Sinnes sind. In Charakter und Wesen, Ideen und Lebensvorstellungen liegen sie weit auseinander.

**[16]** Wenn mein Patient auf dem Kissen und ich uns vor allem am friedlichen Ausgang erfreuen, erfreut sich das Vor-Ich von Melchior B. in erster Linie an seinem erfolgreichen Schachzug, den er, wieder in Demut verfallend, seinem Glauben zuschreibt: »Auf diese Weise befreite mich Gott, unser Herr, der Gott Abrahams, Jakobs und Isaaks, aus der Gewalt dieser grausamen Wilden!«

**[17]** Jmd. anschmieren, beschwindeln

**[18]** Ab dieser 80. Donnerstagnachmittagssitzung beginnt mein Patient, von der 1. zur 3. und wieder zur 1. Person zu springen. Mehr und mehr grenzt er sich von seinem Vor-Ich ab. Auch gegen mich nimmt sein Widerstand zu (vgl. zu diesem Punkt Fußnote 14): Ich bin der Geburtshelfer schlimmer Erinnerungen, die er von sich fernhalten will.

**[19]** »Er hat diese Legenden in Wahrheit erfunden, um sich bei dem Mann unersetzlich zu machen«, sagt mein Patient.

**[20]** aushorchen

**[21]** Mein Patient ist erregt und will mir erst nicht sagen, was sein Vor-Ich dem Oberbefehlshaber riet. Ich bleibe beharrlich und mache mich unbeliebt.

**[22]** (Vgl. Fußnote 18) Ab diesem Zeitpunkt spricht mein Patient von seinem Vor-Ich *nur noch* in der 3. Person.

**[23]** Was der Antrieb zu diesem Verbrechen gewesen sei, will ich von meinem Patienten erfahren. Er braucht eine Weile: »Es ist seine Lieblingsfrau ... um sie in alle Ewigkeit an sich zu binden ...« Das ist keine Antwort, mit der ich zufrieden bin. Außer der Gottgleichheit, die er sich einbildet, scheint Melchior B. das Verbrechen berechnet zu haben, denn es zwingt Balduin, an seiner Seite zu fliehen ...